

Zum deutschen Unterricht in der Unter-Secunda.

(Schluß.)

9.

Durch welche Eigenschaften erwirbt sich Xenophon die Achtung und Liebe seiner Soldaten?

(Nach den in II b gelesenen Büchern von Xenophons Anabasis 5—7.)

Bei flüchtiger Betrachtung machen die Anklagen, welche die unzufriedenen Soldaten während der Rechenschaftsablegung in Kotyora gegen ihren Feldherrn Xenophon erheben, den Eindruck, als ob zwischen dem Führer und seinen Untergebenen ein wesentlicher Gegensatz bestünde. Eine schärfere Anspannung der Aufmerksamkeit indessen zeigt uns deutlich, daß die im griechischen Heere nur in geringer Anzahl vorhandenen schlechten Elemente so denken wie der Wortführer der Verleumder. Und besonders das Ergebnis der Verteidigung Xenophons ist derartig, daß wir klar daraus erkennen, in welchem Maße sich dieser die Liebe und Achtung fast aller seiner Soldaten erworben hat. Seine Eigenschaften sind aber auch dazu angethan, ihm ihre Neigung zu verschaffen.

Von großer Wirkung auf die Gemüter der gläubigen Griechen ist zunächst seine Frömmigkeit und sein unwandelbares Vertrauen auf die Götter. In dem Streifzuge gegen das Gebirgsvolk der Drilen wagt er trotz der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten den Angriff auf ihre stark befestigte Hauptstadt, weil die Opferschauer einen glücklichen Erfolg der Unternehmung vorausgesagt haben. Ebenso faßt sein in allem die Hand der Himmlischen erkennender Sinn, als die Griechen auf dem Rückzuge aus der eroberten Stadt sich in äußerster Verlegenheit befinden, das im rechten Augenblicke erfolgende Aufflammen eines Hauses als ein Götterzeichen auf, welches den Abziehenden den ersehnten Weg zur Rettung zeigt und sie von den nachdrängenden Feinden befreit. Endlich empört ihn in den Anklagen nichts so tief als der Vorwurf, daß er seine Strafen in frevelndem Uebermuth verhängt habe, weil er dadurch beschuldigt wird, den Zorn der Götter herausgefordert und sich gegen ihren ewigen Willen versündigt zu haben.

Eine notwendige Folge seiner Frömmigkeit ist seine strenge Gerechtigkeit, welche nach griechischer Auffassung nichts anderes ist, als die auf die Menschen angewandte Gottesfurcht. Sein Rechtsgefühl unterwirft sich gern und bereitwillig jeder Rechenschaft, welche die Soldaten geziemender Weise von ihm fordern können, und selbst seine Gegner müssen anerkennen, daß er zwar die unordentlichen und selbstsüchtigen, welche Reih und Glied verließen, um zu plündern und sich so auf Kosten der andern Vorteile zu verschaffen, die leichtsinnigen, welche ihre Kameraden beim Marschieren störten, und die weichlichen, welche in unzeitiger Lässigkeit sich dem Feinde preisgeben wollten, stets scharf getadelt und bestraft hat, daß er aber auch andererseits Tapferkeit und Aufopferung überall gern anerkennt und

lobt. In besonders glänzendem Lichte zeigt sich seine Redlichkeit in der Beurteilung des Streites zwischen dem ehrlichen Hauptmann Agasias und dem verräterischen Verleumder Dexippos, da er sich, ohne die Rache des lakedämonischen Statthalters von Byzanz Kleandros zu fürchten, unerschrocken auf die Seite des ersteren stellt, bereit, jede Verantwortung zum Besten seiner Soldaten zu übernehmen, wie er denn überhaupt von regster Teilnahme für das ihm anvertraute Heer erfüllt ist.

Mit dieser Fürsorge verbindet er zugleich eine bewunderungswürdige Umsicht und Klugheit. Das beweisen die Maßregeln, welche Xenophon in Trapezunt dem beratenden Heere vorschlägt, und welche nicht nur die Bewachung des Lagers und Ausrüstung von Beutezügen zur Beschaffung von Lebensmitteln umfassen, sondern auch Weisungen geben, wie die Griechen in gleicher Weise sich den Weg zu Wasser und zu Lande offen halten können. Nicht weniger umsichtig zeigt er sich auf dem Streifzuge gegen die Drilen. Nachdem er den festen Platz derselben sorgfältig besichtigt hat, stellt er seine Truppen geschickt zum Angriffe auf. Als die Leichtbewaffneten mit stürmender Hand die Stadt nehmen und unaufhaltsam in die Thore dringen, hält er die Schwerbewaffneten vorsichtig zurück, die dann auch, da sich seine Berechnung richtig erweist, die alsbald geworfenen Leichtbewaffneten an regelloser Flucht verhindern. Auch den Rückzug sichert er dadurch, daß er sich durch Anzünden von Holzstößen gegen die Verfolger schützt. Ebenso wie im Kampfe zeigt er sich umsichtig auf dem Marsch, wo kein Ermüdeter seiner Aufmerksamkeit entgeht, und wo er besonders auf die Sicherheit des Nachtrabs bedacht ist. Wenn es sich um das Wohl der Soldaten handelt, entschließt er sich selbst zu Schritten, die seinem Stolze schwer werden müssen. Er rät den über die Ungerechtigkeit des Kleandros erzürnten Soldaten nachzugeben und begütigt den Harmosten dadurch, daß er seine Oberhoheit anerkennt und ihn persönlich bittet, diejenigen freizulassen, die jenem wegen Ungehorsams vom Heere ausgeliefert worden waren.

Bei solchen Eigenschaften ist es natürlich, daß die Soldaten mit Begeisterung an ihm hängen und ihm für seine Fürsorge durch willigen Gehorsam danken. Wie hoch selbst Kleandros Xenophons Einfluß schätzt, beweist seine Bitte an diesen, sich nicht eher von dem Heere zu entfernen, als bis es Byzanz verlassen. Am glänzendsten aber zeigt sich sein Ansehen bei der Eroberung von Byzanz, wo es ihm leicht gelingt, die wild in die Stadt stürmenden Griechen durch den Hinweis auf ihr Ehrgefühl zu beruhigen, als sie ihn jubelnd mit den Worten umringen: *Νῦν σοι ἔξιστιν, ὦ Ξενοφῶν, ἀνδρῶν γενέσθαι. ἔχεις πόλιν, ἔχεις τείχεα, ἔχεις γόηματα, ἔχεις ἄνδρας τοσοῦτους. νῦν ἂν, εἰ βούλοιο, ἡμεῖς σέ μέγα ποιήσαιμεν.*

10.

Welche Bedeutung hat die Einführung Riccauts in Lessings „Minna von Barnhelm?“

Wenn Goethe von der Exposition in Lessings „Minna von Barnhelm“ zu rühmen weiß, daß sie ein Muster sei, so dürfen wir dieses Wort des großen Dichters auch auf das ganze Drama anwenden, dessen Handlung meisterhaft aufgebaut ist. Obwohl aber die Entwicklung derselben stets innerlich begründet ist und nach den notwendigen Gesetzen fortschreitet, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Dichter an bestimmten Stellen seines Werkes Episoden eingefügt hat, die zwar die Handlung keineswegs zwecklos aufhalten, auf ihren Fortschritt jedoch nur einen unwesentlichen Einfluß ausüben.

Zu diesen Episoden gehört die Scene, in welcher Riccaut auftritt, eine Person, welche für die Handlung des Dramas an sich entbehrlich ist. Denn wenn wir auch darauf hinweisen können, daß Minna durch ihn eine Nachricht von dem bevorstehenden Umschwunge in Tellheims Schicksal erhält, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß diese Rechtfertigung der Erscheinung Riccauts etwas weit hergeholt ist, da die ganze Nachricht nicht nur sehr unbestimmt lautet, sondern auch später noch einmal genauer von einem Feldjäger wiederholt wird. Der Zweck der Einführung des Franzosen ist vielmehr ein ganz anderer.

Er soll nämlich nach der wohlüberlegten Absicht des Dichters durch seine Stellung im Stücke eine Folie für Tellheim bilden, dessen glänzende Charaktereigenschaften durch den Gegensatz zu Riccauts Fehlern hervorgehoben werden. Wenn wir überall, wo der Major von Tellheim auftritt, seine Uneigennützigkeit und Rechtlichkeit, seinen zarten Takt und sein empfindliches Ehrgefühl bewundern, so verstärkt sich diese Bewunderung noch, sobald wir mit ihm den zwar äußerlich galanten, innerlich aber durchaus rohen und selbstsüchtigen Riccaut vergleichen, der so ehrlos ist, daß er selbst vor Bettelei, Lüge und Betrug nicht zurückscheut und es sogar wagt, an Minna die Zumutung zu stellen, sich an falschem Spiel zu beteiligen. Während der Major eine edle Ansicht vom Soldatenstande hat, den man nur erwählen sollte aus Liebe zur Sache und zum Vaterlande, denjenigen einen Fleischerknecht nennt, der ohne Absicht heute hier, morgen da diene, und nie von seinen Heldenthaten spricht, die doch von Freund und Feind anerkannt werden, erscheint Riccaut als ein Glücksritter, der ein höchst abenteuerliches Leben geführt und den verschiedensten Herren, dem Papste und der Republik San Marino, den Polen und Holländern gedient hat und in eitler Aufgeblasenheit seine gewiß oft recht zweifelhaften Verdienste herausstreicht. Dieser völlige Mangel an innerer Würde läßt überdies auch Tellheims bis zur Schroffheit gehenden Stolz in etwas milderem Lichte erscheinen.

Außerdem hat der Dichter bei der Einführung Riccauts wohl die Absicht gehabt, den nationalen Charakter des Dramas zu verstärken. Denn obwohl der Franzose ein persönlicher Parteigänger Friedrichs des Großen ist, so zeigt er sich doch durchweg als Vertreter seiner bei Roßbach besieigten Feinde. Ein echtes Kind seiner Nation prahlt er mit allem: mit seinen Verbindungen, seiner Familie, seinem Glück und seiner Spielbank. Er nennt diese sehr ansehnlich, obwohl nur wenige Goldstücke sein eigen sind, und er preist sein Glück, das auf Betrugerei beruht. Ebenso giebt er sich für einen Kapitän von Adel ja königlichen Geblüts aus, während er doch der einfache Leutnant Riccaut ist, und bezeichnet sich als den Freund Tellheims, der ihn kaum kennt, sowie als einen Vertrauten eines Ministers, dessen Namen er nicht einmal weiß. Seine Anmaßung zeigt sich in der Verachtung der plumpen deutschen Sprache, die so arm ist, daß sie „*corriger la fortune*“ betrügen nennt, und in der Annahme, daß Minna französisch sprechen müßte, was diese aber in edler Würde ablehnt. So hat also die Persönlichkeit Riccauts auch den Zweck, die ungesunde Vorliebe der Deutschen für fremdes Wesen und fremde Sprache lächerlich zu machen, ihnen dadurch einen Spiegel vorzuhalten und das gerade in der Zeit des siebenjährigen Krieges so nötige Nationalgefühl zu erwecken.

Abgesehen aber von der Stellung, die Riccaut in dem gesamten Lustspiel einnimmt, hat ihm der Dichter noch eine besondere Bedeutung für den vierten Akt zuerteilt. Denn da dieser nach dem Plane Lessings die Entscheidung in dem Schicksal der Liebenden bringen soll, und der Ton der folgenden Scenen sehr ernst ist, so muß die vor allem durch ihre Einführung und ihren Abschied komisch wirkende Persönlichkeit des Franzosen dazu dienen, den

Zuschauer wieder in die unerläßliche Heiterkeit zurückzusetzen, um den eigentümlichen Lustspielton festzuhalten. Ueberdies trägt die Scene, in welcher die ehrliche Sächsin und der spitzbüßische Franzmann in ergötzlichem Gegensatze stehen, nicht unwesentlich zur Belebung der gerade in diesem Akte etwas langsam fortschreitenden Handlung bei.

So ist der vom Dichter beabsichtigte Zweck nach jeder Richtung hin aufs glücklichste erreicht worden. Denn die feine Ausführung dieses echten Lustspielcharakters versöhnt den Zuschauer selbst mit den niedrigen und abstoßenden Zügen des Abenteurers und erhöht die Beliebtheit des Dramas, welches noch in unseren Tagen seiner Bühnenwirkung sicher ist.

11.

Wo und zu welchen Zwecken werden in Goethes Hermann und Dorothea erwähnt: des Wirtes Schlafrock, der Brand des Städtchens, der Birnbaum, Dorotheas Ring?

Dem Leser von Goethes bürgerlichem Epos „Hermann und Dorothea“ fällt es leicht auf, daß der Dichter nebensächliche Einzelheiten, teils Ereignisse, teils Gegenstände, wiederholt erwähnt. Und wenn auch diese Erwähnung auf den ersten Blick scheinbar absichtslos ist, so zeigt sich doch bald bei genauerer Aufmerksamkeit, daß die Anführung der betreffenden Dinge oder Begebenheiten, zu denen vor allen des Wirtes Schlafrock, der Brand des Städtchens, der Birnbaum und Dorotheas Ring zu rechnen sind, wohl begründet ist.

So wird zunächst der Schlafrock des Wirtes „aus echt ostindischem Kattun mit indischen Blumen und feinem Flanelle gefüttert“ bereits im ersten Gesange von der Wirtin genannt unter den Kleidungsstücken, welche sie ihrem Sohne zur Verteilung an die armen Auswanderer mitgegeben hat, damit er im Besitze derselben später dem Apotheker als ein Zeichen dienen kann, Dorothea in der Masse der Vertriebenen zu erkennen. Zugleich dient er dazu, die Mildthätigkeit der Wirtin und die Geschicklichkeit und Klugheit, mit der sie ihren Gatten zu behandeln versteht, einerseits, so wie andererseits die Bequemlichkeit des Wirtes und das gute Verhältnis der Ehegatten überhaupt hervor zu heben. Denn obwohl der behagliche Gatte nur ungern das gewohnte Kleidungsstück vermißt, erklärt er sich doch gutmütig mit der Maßregel seiner Frau einverstanden, es den Vertriebenen zu überlassen, zumal da die Wirtin das Alter und die schlechte Beschaffenheit des Schlafrocks besonders betont.

Wenn dann im zweiten Gesange die kranke Frau im Zuge der Vertriebenen den weichen Flanel froh befühlte, so wird damit die künftige Verwendung desselben durch Dorothea vorbereitet.

Im vierten Gesange gedenkt ferner Hermann in ernstem Gespräche mit der Mutter des stattlichen Schlafrocks, dessen Anführung hier die Aufgabe hat, nicht nur den Vater und den Sohn zu charakterisieren, sondern uns auch mit einem wichtigen Abschnitte der Vorgeschichte, nämlich mit Hermanns Jugendzeit und auch mit seinem Verhältnisse zum Vater bekannt zu machen. Denn darin, daß der sonst gutmütige und geduldige Knabe den Spott seiner Altersgenossen nicht ertragen konnte, wenn er den würdig im geblühten Schlafrocke einerschreitenden Vater traf, zeigt sich seine Kindesliebe, die selbst dann Probe hielt, wenn der mürrische und launische Vater den Sohn oft ohne Ursache tadelte.

Endlich wird die Handlung dadurch erheblich gefördert, daß der Apotheker im sechsten Gesange auf der Suche nach Dorothea das Mädchen an dem alten Kattun erkennt, den sie unterdessen zu Kleidungsstücken umgearbeitet hat, woraus wir zugleich ihre Umsicht und Geschicklichkeit ersehen.

Ebenso wichtig für die Entwicklung der Handlung und die Schilderung der Charaktere ist es, daß der Dichter den Brand des Städtchens wiederholt erwähnt.

Wenn gleich im ersten Gesange der Apotheker die Verwirrung im Zuge der Vertriebenen mit der Unordnung vergleicht, die im Städtchen herrschte, als es vor zwanzig Jahren durch einen Brand eingeäschert wurde, so zeigt sich darin seine Sucht alles zu tadeln, während der dankbare Wirt es freudig anerkennt, daß Gott seit dem schrecklichen Brande die fleißigen Bürger reichlich gesegnet, und voll Vertrauen auf eine fernere Blüte der Stadt hofft.

Die ausführliche Schilderung, welche die Wirtin im zweiten Gesange von der Feuersbrunst giebt, macht uns nicht nur genauer mit der Vorgeschichte bekannt, sondern soll auch durch den Hinweis auf die Verlobung der Eltern die Handlung des Epos dadurch fördern, daß die Erinnerung an das eigene Liebesglück den Wirt dem Wunsche seines Sohnes geneigter zu machen bestimmt ist. Da die Wirkung aber eine andere ist, als die Mutter beabsichtigt, so bereitet diese Episode das retardierende Moment vor, welches in der Weigerung des Vaters liegt, eine bäurische Schwiegertochter ins Haus zu nehmen.

Daran knüpft dann der Wirt im nächsten Gesange abermals eine Erinnerung an den Brand, welche hier dazu dient, einerseits die Einrichtungen des Städtchens zu schildern, andererseits das Selbstgefühl, die Thätigkeit und das maßvolle Streben des Wirtes der Aengstlichkeit und Knauserei des Apothekers entgegen zu stellen.

Endlich gedenkt Hermann des Brandes, als er den Vater im fünften Gesange bittet, seine Einwilligung zu seiner Verlobung zu geben.

Auch der Birnbaum spielt eine bedeutende Rolle in dem Epos.

Wir lernen ihn im vierten Gesange kennen als die Grenze der ausgedehnten Besitztümer des Wirtes und die Bank unter ihm als den Lieblingsplatz Hermanns, den er, Verzweiflung im Herzen, aufsucht, als der Vater seiner Liebe abgeneigt scheint. Hier findet das entscheidende Gespräch mit der Mutter statt, das in ihrem Entschlusse gipfelt, den Vater umzustimmen.

Und wenn Hermann im sechsten Gesange die Hoffnung ausspricht, vielleicht mit der Geliebten den Heimweg am Birnbaum vorbei antreten zu können, so dürfen wir dies als eine Vorbereitung auffassen auf die Rast Hermanns und Dorotheas im Mondschein, als der Jüngling, beglückt durch die Gegenwart der Geliebten ausruht unter demselben Baume, der vor wenigen Stunden seine Thränen und seine Verzweiflung gesehen.

Schließlich übt die Erwähnung von Dorotheas Ring keinen unerheblichen Einfluß auf die Entwicklung der Handlung aus, welche zweimal dadurch aufgehalten wird.

Denn als im siebenten Gesange während der Zusammenkunft am Brunnen Hermann an Dorotheas Hand den Ring erblickt, wagt er es nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. Ebenso wird sein Geständnis am Abende unter dem Birnbaum verhindert, als er im Begriffe um sie zu werben, den Ring an ihrem Finger fühlt und aufs neue von Zweifeln ergriffen in seiner Rede innehält.

Diese Zweifel werden erst gehoben im letzten Gesange. Als nach Wegräumung aller Hindernisse der Pfarrherr das junge Paar verlobt, erblickt er staunend den Verlobungsring

an der Hand der Braut, und hier dient die letzte Erwähnung des Ringes dazu, Aufklärung über das Vorleben Dorotheas zu geben und so den Bund noch fester zu knüpfen.

So sind auch nebensächliche Einzelheiten wichtig geworden, da sie der Dichter geschickt für die Charakteristik der Personen und die Entwicklung der Handlung verwertet hat.

12.

Das Gespräch zwischen Mutter und Sohn im vierten Gesange von Goethes „Hermann und Dorothea.“

Als der Wirt zum goldenen Löwen durch seine Aeußerung, daß sein Sohn Hermann ihm nur eine reiche Schwiegertochter ins Haus führen dürfe, die Hoffnung des Jünglings, dessen Herz von Liebe zu Dorothea ergriffen ist, zerstört und überdies durch seine harte und ungerechte Behandlung sein Zartgefühl verletzt hat, verläßt dieser traurig das Zimmer, um an seinem Lieblingsplatze unter dem Birnbaume, der die Grenze der Besitzungen des Wirtes bildet, dem Schmerze nachzuhängen. Hier findet ihn die Mutter, die ihm besorgt nachgegangen ist, in Thränen.

Und da sie diese an ihrem sonst so ruhigen und besonnenen Sohne nicht gewöhnt ist, beginnt sie das Gespräch mit der Frage nach dem Grunde der ungewöhnlich tiefen Bewegung. Aber obwohl er in einem innigen und vertrauten Verhältnisse zu seiner Mutter steht und bisher nie vor ihr Geheimnisse gehabt hat, so scheut er sich doch, ihr sein ganzes Herz zu enthüllen. Da er aber auch andererseits zu wahrheitsliebend ist, um der geliebten Mutter mit einer Lüge entgegen zu treten, so giebt er zunächst eine ausweichende, halb wahre Antwort. Er erklärt nämlich, Mitleid zu empfinden mit dem vom Feinde bedrohten Vaterlande und Verdruß darüber, daß er vor kurzem als der einzige, für die Wirtschaft unentbehrliche Sohn seiner Eltern vom Kriegsdienste befreit worden, weil er lebhaft fühle, wie nötig es gerade in schweren Zeiten sei, daß alle Söhne des Vaterlandes gegen den Feind zusammenstünden. Und da die Worte des Vaters, die ihm jedes Ehrgefühl abgesprochen haben, ihn bitter gekränkt, so spricht er den Entschluß aus, sich anwerben zu lassen, um als Soldat dem Vaterlande zu dienen.

Die Mutter jedoch, die ihren Sohn genau kennt, weiß, daß ihn noch etwas anderes quält, und tadelt seine Verschlossenheit, anstatt seine edle Entschliebung zu loben. Auf die erneute Frage der Mutter giebt zwar Hermann freimütig zu, daß sie ihn auf halb wahren Worten ertappt habe, vermag aber ein offenes Geständnis noch immer nicht über die Lippen zu bringen. Er beklagt sich darüber, daß er stets von seinem Vater ungerecht behandelt worden sei, obgleich er seine Liebe durch Gehorsam und Ehrerbietung sich zu erringen gestrebt habe, und deutet endlich an, daß er vergebliche Wünsche im Herzen hege. Seine Klage gipfelt schließlich in dem allgemeinen Geständnis, daß er der Gattin entbehre.

Dieses genügt der klugen Mutter, um sie das Geheimnis ihres Sohnes völlig erraten zu lassen. Mit dem Hinweise darauf, daß seine Heirat auch der sehnliche Wunsch seiner Eltern sei, eröffnet sie ihm, daß sie ihn verstehe. Er habe bereits seine Wahl getroffen, und sie sei auf das Mädchen gefallen, welches er in dem Zuge der Auswanderer kennen gelernt.

Jetzt vermag Hermann nicht länger an sich zu halten und legt ein unumwundenes Geständnis ab. Er erklärt, daß er Dorothea liebe, aber nach den Worten des Vaters jede Hoffnung auf ihren Besitz aufgegeben habe. Deshalb ist er fest entschlossen das Vaterhaus

zu verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren. Als die Mutter ihn in solcher Verzweiflung sieht, sucht sie ihn zu trösten, da ihr eine Sinnesänderung des Vaters keineswegs unmöglich erscheint, welcher in seiner Heftigkeit besonders nach Tische, wo der Wein ihn erregt, manches ausspricht, was er bei ruhiger Ueberlegung nicht durchführt. Und um keine Zeit zu verlieren, will sie sogleich, ehe Dorothea mit den Vertriebenen sich aus der Gegend wieder entfernt, den Versuch machen, mit Hilfe des verständigen Pfarrers den Vater umzustimmen.

So begeben sich Mutter und Sohn hoffnungsfroh in das Zimmer zurück, wo es den Bemühungen der Mutter gelingt, unterstützt durch die Bescheidenheit Hermanns und die Weisheit des Seelsorgers den Vater dazu zu bewegen, in eine Prüfung Dorotheas einzuwilligen, die dann zur Vereinigung der Liebenden führt.

13.

Die Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

(Nach Schiller.)

In dem wechselvollen Kampfe der niederländischen Geusen gegen die übermächtigen Spanier bildet die anziehendste Episode Antwerpens Belagerung in den Jahren 1584 und 1585 durch den Prinzen Alexander von Parma, besonders deshalb, weil hier der erfinderische Geist des Menschen siegreich rang mit der Uebergewalt der Elemente. Da Antwerpen die wichtigste Stadt der aufständischen Niederlande war durch den Reichtum und die Zahl ihrer Bewohner und durch ihre Lage an der Mündung der Schelde den Zugang zu ganz Brabant beherrschte, so mußte der Prinz von Parma alles daran setzen, den Platz in seine Gewalt zu bekommen, bevor er darauf denken konnte, die Unterwerfung der Niederlande zu vollenden.

Und weil er einsah, daß die Festung durch Sturm uneinnehmbar sei, so suchte er ihr zunächst alle Zufuhr zu Wasser und zu Lande abzuschneiden, um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Damit die Stadt durch die benachbarten Orte nicht mit Lebensmitteln versehen werden konnte, schritt er zuerst dazu, die umliegenden Plätze theils zu beobachten und zu beunruhigen, theils zu belagern und zu erobern, wie es mit den wichtigsten von ihnen Dendermonde und Gent geschah. Von der letzten Stadt ließ er einen Kanal bis zu seinem Lager graben, damit er auf diesem Lebensmittel und Schiffe so wie alles andere, was zur Belagerung nötig war, leicht und bequem erhalten konnte. Denn nachdem er Antwerpen durch diese Maßregeln die Zufuhr zu Lande abgeschnitten hatte, blieb ihm noch der bei weitem schwierigere Teil seiner Aufgabe übrig, durch Sperrung der Schelde die Verbindung mit der See zu unterbrechen. Er versuchte es also zuerst sich der beiden Forts Liefkenshoek und Lillo zu bemächtigen, welche unterhalb Antwerpen an der Schelde gelegen waren, und es gelang ihm auch das erstere mit Sturm zu nehmen. Als aber der Anschlag auf Lillo fehlgeschlug, faßte er den kühnen Gedanken, den breiten und überaus reißenden Strom durch eine befestigte Schiffbrücke zu verschließen und so die Schifffahrt gänzlich zu verhindern. Schon im Herbst wurde die mühsame Arbeit eifrig begonnen, und obwohl der Winter dem Fortschritte des Unternehmens sehr hinderlich war, so stand doch der Bau im Frühlinge des nächsten Jahres vollendet da. Die Belagerten hatten anfangs, weil sie den Bau einer Brücke über den mächtigen Strom für unmöglich hielten, in stolzer Ueberhebung die nächstliegenden Sicherheitsmaßregeln vernachlässigt. Die Folge davon war, daß die Stadt nur mangelhaft mit Lebensmitteln versorgt wurde, und daß die Spanier die Dämme in der Nähe Antwerpens wegnahmen, durch welche, wenn sie durchstoßen wurden, die Umgegend unter Wasser gesetzt werden konnte.

Nach Vollendung der Brücke aber erfaßte die Antwerper Schrecken und Furcht. Und sie begannen alsbald nach Verabredung mit der seeländischen Proviandflotte die Versuche zur Sprengung der Brücke. In der Stadt befand sich ein Italiener Gianibelli, welcher zwei Minenschiffe zu diesem Zwecke erbaute. Und obgleich das eine derselben vor der Brücke ans Land getrieben wurde, so rannte das andere doch das Bauwerk gewaltsam an und sprengte einen großen Teil desselben unter empfindlichen Verlusten der Spanier in die Luft. Da aber die Städter von dem glücklichen Erfolge ihrer Unternehmung erst sehr spät Kenntnis erhielten, so fand der Prinz Zeit die Brücke schnell wieder auszubessern, bevor die Seeländer hindurchsegeln konnten. Ein anderes Mal, als es wiederum gelungen war, die Brücke auseinander zu sprengen, verhinderte ein ungünstiger Wind die Flotte der Seeländer auszulaufen. Und nachdem noch einige Angriffe mißlungen waren, weil sie von den Belagerten und ihren Bundesgenossen nicht nachdrücklich genug unterstützt wurden, gaben die Antwerper endlich die Versuche die Schifffahrt auf der Schelde freizumachen auf, um auf einem andern Wege ihrer Stadt Rettung zu bringen.

Sie beschlossen nämlich den Cowensteinischen Damm anzugreifen, welcher die Gewässer der Osterschelde verhinderte, sich in die Ebene um Antwerpen herum zu ergießen. Wenn dieser durchstoßen wurde, so verwandelte sich die ganze Niederung in einen See, auf welchem die seeländischen Schiffe ungehindert bis unter die Mauer der Festung selbst segeln konnten. In der richtigen Erkenntnis der Bedeutung und Wichtigkeit hatte sich der Herzog dieses Dammes so früh als möglich bemächtigt und ihn stark befestigt, dadurch daß er eine Reihe von Schanzen auf ihm anlegte, diese mit zahlreichen Geschützen und auserlesener Mannschaft besetzte und längs der ganzen Ausdehnung des Walles Pfähle einschlagen ließ, um den Durchstich möglichst zu erschweren. Durch diese Maßregeln hatte er auch wiederholte Versuche der Seeländer, den Damm zu erstürmen, vereitelt. Der sechzehnte Mai endlich war zu einem Hauptangriff bestimmt, welcher zugleich von beiden Seiten durch die Flotten der Belagerten und der Seeländer erfolgen sollte. Um die Aufmerksamkeit der Spanier abzulenken, fuhren den eigentlichen Kriegsflotten mehrere Schiffe voran, welche wie Brander aussahen, denen jedoch, sobald sie sich ohne sonderlich beachtet zu werden, dem Damme genähert hatten, Scharen von Kriegern und Arbeitern entstiegen, welche sofort den Damm an der schwächsten Stelle zu durchstechen begannen. Da die schnell herbeieilenden Spanier sie daran zu verhindern versuchten, entspann sich ein heftiger Kampf, der um so erbitterter wurde, je fester in beiden Parteien die Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Entscheidung lebte. Schon waren die Niederländer im Besitze einer erheblichen Strecke und hatten den Durchstich beinahe vollendet, als der Herzog selbst auf dem Kampfplatze erschien und mit größter Tapferkeit persönlich eingriff. Aber auch da hätten die Verbündeten den Sieg erringen können, wenn nicht die Seeländer, denen das Durchstechen des Dammes zu lange dauerte, den Fehler gemacht, diese Arbeit lässiger zu betreiben, und es vorgezogen hätten, Lebensmittel aus seeländischen Schiffen in Antwerpische umzuladen. Dadurch ging viel Zeit verloren, welche der Prinz benutzte, um Verstärkung heranzuziehen. Als nun noch gar die Ebbe eintrat, und die seeländische Flotte davonsegelte, um nicht in dem seichten Wasser eine Beute der Spanier zu werden, da gingen alle Vorteile, welche die Antwerper errungen hatten, verloren, und der Prinz setzte sich wieder in den Besitz des Dammes.

Da so auch der letzte Versuch zur Rettung der Stadt fehlgeschlagen war, bemächtigte sich tiefe Mutlosigkeit der Bürger Antwerpens, welche nach dem Verluste der Außenwerke und dem Falle Mechelns bis zur Verzweiflung stieg. Nur als Ausfluß einer solchen Stimmung

sind die Vorschläge verständlich, die Weiber und Kinder aus der Stadt zu vertreiben oder die Katholiken auszuweisen, um dem drohenden Untergange zu entgehen. Weil derartige Maßregeln natürlich nicht ausgeführt werden konnten, so erfolgte am siebzehnten August des Jahres 1585 die Uebergabe der Festung an den Prinzen von Parma.

14.

Wie kam es, dass Philipp II des Aufstandes der Niederlande nicht Herr ward?

(nach Schiller.)

Als die Niederländer, der spanischen Gwalt Herrschaft müde, sich gegen ihren Bedrucker Philipp II empörten, waren die Aussichten auf einen glücklichen Erfolg dieses Aufstandes zunächst sehr gering. Ja es erschien als ein tollkühnes Unternehmen, daß ein unbedeutendes, friedfertiges, den Künsten des Krieges bisher abholdes Volk es wagte, gegen den Herrn des spanischen Weltreiches, dessen kleinsten Teil die Niederlande bildeten, in die Schranken zu treten.

Beherrschte doch Philipp II nicht nur ausgedehnte Länderstrecken in Europa, wo sein Einfluß durch die nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Kaiserhause maßgebend war, sondern er streckte sein Scepter auch über ungeheure Gebiete des neuentdeckten Amerika, das ihm unerschöpfliche Hilfsquellen darbot. Diese ermöglichten es ihm, ein krieggeübtes Heer zu unterhalten, welches unter Feldherren wie Alba der Schrecken aller Gegner war.

Aber obwohl die Niederländer gegen einen so furchtbaren Feind zu kämpfen hatten, so durften sie doch getrosten Mutes sein, weil sie für Güter stritten, in deren Verteidigung auch das schwächste Volk sich zu heldenhafter Stärke erhebt. Denn es handelte sich in dem Kriege um das heiligste Gut, um die Freiheit in politischer, nationaler und religiöser Beziehung, da die Fremdherrschaft besonders nach der Einführung der Inquisition das ganze bürgerliche Dasein der friedlichen Nation zu vernichten drohte. Es war also kein Wunder, daß das Volk sich aufs äußerste anstrengte, die geliebte Heimat und das teure Vaterland sich zu erhalten. Aber die Aufgabe wäre vielleicht doch für seine Kräfte zu groß gewesen, wenn es nicht durch eine Anzahl günstiger Umstände unterstützt worden wäre.

Die spanische Macht wurde dadurch weniger bedrohlich, daß der ehrgeizige König sie teilte und seine Kräfte in mehreren gleichzeitig unternommenen Kriegen zersplitterte, die so kostspielig waren, daß selbst die ununterbrochen aus den Kolonien dem Mutterlande zuströmenden Massen von Gold und Silber zur Bestreitung der Ausgaben nicht hinreichten, sondern in nichts zerrannen. Aber ein noch kostbareres Gut als Geld ging dem Lande durch die unaufhörlichen Kriege des Königs verloren: die Menschen. Und so kam es, daß Spanien, bei dem Regierungsantritte Philipps einer der volkreichsten Staaten Europas, schließlich nicht mehr eine genügende Anzahl Bewohner hatte, um die Heere zu ergänzen. Zwar ersetzt ein guter Geist und eine strenge Zucht, wodurch sich die spanischen Truppen auszeichneten, im Heere oft die fehlende Kriegerzahl, aber auch die berühmte Mannszucht sank, weil die Soldaten bei der langen Dauer des Krieges verwilderten. Hierauf mag auch der häufige Wechsel im Oberbefehle nicht ohne Einfluß gewesen sein, der überdies, da gute und schlechte Feldherren einander folgten, eine einheitliche Leitung der Unternehmungen unmöglich machte.

Alle diese Uebelstände jedoch hätten vielleicht für das an Hilfsquellen überreiche Land nicht die verderblichen Folgen gehabt, wenn sich Philipp hätte entschließen können, selbst

nach den Niederlanden zu gehen, und den Versuch gemacht hätte, durch die Macht der königlichen Persönlichkeit den Mut der Aufständischen zu lähmen. Sein Fernbleiben aber vermehrte die Reihe der Umstände, welche den Sieg der Spanier verhinderten.

Die Niederländer andererseits schienen aus der langen Dauer des Kampfes Gewinn zu ziehen. Ihr Fleiß und ihre rastlose Arbeitsamkeit verschafften ihnen immer neue Geldmittel, und durch ihre ausgebreiteten Handelsverbindungen eröffneten sich ihnen überall Erwerbsquellen, so daß das spanische Gold selbst, das zu ihrem Verderben verwandt werden sollte, nun dazu diente, sie zu bereichern, und ihnen den Krieg gegen seine ehemaligen Besitzer führen half. Raubte der Krieg Spanien die Menschen, so wuchs in den Niederlanden währenddessen die Bevölkerung dadurch, daß die Lenker des Staates einsichtig und hochherzig die aus den Nachbarländern um ihres Glaubens willen Vertriebenen freundlich aufnahmen und ihnen eine neue Heimat boten. So fehlte es den Niederländern nie an Soldaten, welche überdies emsig von den waffengeübten Feinden lernten und diese schließlich an Zucht und Kriegskunst übertrafen. Endlich lag die oberste Leitung der Feldzüge stets in einer Hand, welche kräftig und nach wohlüberlegtem Plane unternommen, einen guten Erfolg von vorneherein zu verbürgen schienen. Dazu kam schließlich noch der Vorteil, daß die Nachbarstaaten heimlich oder offen dies Ringen der Niederländer begünstigten. Frankreich und England unterstützten sie mit Geld und Truppen, und selbst der deutsche Kaiser stärkte dadurch ihren Mut, daß er ihnen wohlwollende Vermittlung in Aussicht stellte.

Da also überaus zahlreiche Umstände zu Gunsten der Niederländer zusammentrafen, ist das Gelingen des Befreiungskampfes, so unerwartet es auch kam, wohl erklärlich. Und so hat die Geschichte wieder einmal gezeigt, daß der gerechten Sache stets der Sieg gewiß, und jeder Ausgang ein Gottesurteil ist.

15.

„Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone.“

Der eherne Mund der kronenförmig gestalteten Glocke auf hohem Turme kündigt durch seine weit über das Land hinhallenden Töne den Menschen, die zu den Füßen der Glocke wohnen, alles Wichtige an, was das Leben in seiner Abwechslung von guten und bösen Tagen den Kindern der Erde bringt. Und obwohl der Dichter die metallne Krone selbst mit Recht herzlos und ohne Mitgefühl nennt, so legt ihr der Mensch gern dieselben Gedanken und Gefühle bei, die ihn bei den Ereignissen des Lebens erfüllen, die sie in Freude und Leid mit ihren Klängen begleitet.

Daher scheint ihm die Glocke, wenn sie mit vollen, reinen Schlägen die Taufe eines geliebten Kindes anzeigt, teilzunehmen nicht nur an der Freude und an der Hoffnung, welche die Eltern auf das Gedeihen des neuen Erdenbürgers setzen, sondern auch an der zarten Sorge der Mutter, mit der sie ihren Liebling vor Krankheit und Gefahren behüten wird. Hat sich das Kind entwickelt, und ist zur Freude der Eltern herangewachsen, dann ruft die Glocke feierlich die andächtige Jugend zur Erneuerung des Taufbundes in die Kirche, damit sie, in die Gemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen, den Ernst des Lebens kennen lernt. Und während die Jungfrau im Innern des Hauses unter der Obhut der Mutter für ihren

künftigen Wirkungskreis erzogen wird, geht der Jüngling, um Welt- und Menschenkenntnis zu erwerben und sich für einen Beruf vorzubereiten, in die Fremde. Reich an Kenntnissen kehrt er in die Heimat zurück, voll froher Hoffnung, da er nicht nur einen befriedigenden Beruf, sondern auch eine seiner würdige Lebensgefährtin gefunden hat. Dann ladet die Glocke mit hellem, freudigem Klange zur schönsten Feier des Lebens, dem Hochzeitfeste. Zwar folgen nun Jahre rastloser Arbeit für den Mann, unermüdeten Thätigkeit für die Frau, aber mit dem stets wachsenden Wohlstande des Hauses wächst die Befriedigung des Paares. Und wenn es nach der Tagesarbeit den Segen in Haus und Feld mit inniger Dankbarkeit überschaut, erklingt die Abendglocke in ruhigen Tönen und erhöht das Gefühl freudiger Sicherheit, welches den Bürger erfüllt, wenn geordnete Zustände und tiefer Friede im Lande herrschen.

Aber die Glocke freut sich nicht nur mit den Frohen, sondern klagt auch mit den Betrübten. Fast wimmernd scheint sie zu ertönen, wenn sie mit raschen, ängstlichen Schlägen die nichts ahnenden Bewohner der Stadt, die sich müde zur Ruhe gelegt haben, aus dem Schlafe weckt. Der glutrote Himmel und der wachsende Lärm auf den Straßen zeigen den Ausbruch einer Feuersbrunst an, welche, besonders wenn sich der Sturm noch mit der Flamme verbindet, oft eine solche Ausdehnung erreicht, daß der Mensch des wütenden Elements nicht mehr Herr werden kann, sondern wehrlos die Frucht seiner Lebensarbeit in wenigen Stunden in Asche sinken sieht, glücklich darüber, daß wenigstens die Seinigen gerettet sind. Darum greift ihm auch der Ton der Glocke viel tiefer ans Herz, wenn sie mit dumpf langsamen, bange traurigen Klängen ihn auf dem schwersten Wege seines Lebens begleitet, wenn er einen lieben Angehörigen zur Ruhe bestattet; da Habe und Gut sich wieder gewinnen lassen, das Band aber, das der Tod zerreißt, nicht von neuem geknüpft werden kann. Besitz und Leben der Familie sind jedoch in gleicher Weise bei einzelnen Menschen wie bei allen Staatsbürgern dann gefährdet, wenn der Feind das Vaterland bedroht. Dann warnt die Sturmglocke dröhnend die Einwohner des stillen Thales vor dem Nahen der wilden Kriegeshorde und mahnt laut und eindringlich zur Verteidigung. Am widrigsten klingt wohl der Ton der Glocke, wenn sie heulend das verblendete Volk zum Aufruhr ruft, zur gewaltsamen Auflehnung gegen Ordnung und Gesetz. Dann kann die Glocke das Zeichen geben zur Entfesselung aller Leidenschaften und zur dauernden Vernichtung der Wohlfahrt eines ganzen Volkes: denn was der Feind verwüstet, kann wiedererstehen, ein Volk aber, das gegen sich selbst wütet, geht dem sicheren Untergange entgegen.

So begleitet die Glocke in Krieg und Frieden, in Trauer und Freude mit ihrem Schwunge des Lebens wechselvolles Spiel und soll die Gedanken der Menschen von dem Irdischen, das schnell vergeht, hinaufführen zum Göttlichen und Ewigen, das unvergänglich den Wechsel alles Menschlichen überdauert.

16.

Die Schilderung des Aufstiegs zum St. Gotthard in Schillers „Berglied“ und in der Parricida-Szene des „Wilhelm Tell“.

(Ein Vergleich.)

Wenn Schiller sich mit einem zu dichterischer Bearbeitung geeigneten Stoffe beschäftigte, machte es ihm sein vielseitiger Geist und seine reiche Einbildungskraft möglich, ihn in der mannigfachsten Weise künstlerisch zu gestalten und nach verschiedenartigen Richtungen hin

zu verwerten. So begeisterte ihn das Studium der Geschichte des Don Carlos nicht nur zu dem gleichnamigen Trauerspiel sondern auch zu einem Gedichte „die unüberwindliche Flotte“; seinem Anteil an der Zeit des dreißigjährigen Krieges verdanken wir ebensowohl seine prosaische Bearbeitung der Geschichte dieses Religionskampfes als das großartigste seiner Dramen „Wallenstein“; und bei Gelegenheit der Schöpfung seines Wilhelm Tell entstand im Jahre 1804 sein Berglied.

Dieses Gedicht schildert den Aufstieg von dem Vierwaldstätter See längs der Reuß nach dem St. Gotthard und ist zu betrachten als eine weitere Ausführung einer Episode aus der zweiten Scene des fünften Aufzuges von „Wilhelm Tell“, in welcher der Held des Stückes dem verzweifelnden Johann Parricida den Weg beschreibt, der den Sühne heischenden Mörder nach Italien führen soll. Und zwar sind die Abweichungen beider Schilderungen, da es sich um einen zu beschreibenden Ort handelt, sehr gering und fast nur aus dem Umstande zu erklären, daß Schiller sich in einer Episode kürzer fassen und mit Andeutungen begnügen mußte, während es ihm in einem selbständigen Gedichte frei stand, den Stoff breiter zu behandeln.

In der Beschreibung der ersten Hälfte des Weges von Amsteg an der Reuß bis zur Teufelsbrücke im Schöllenthale findet sich kaum eine Abweichung. Im Bergliede nennt der Dichter den Steg „einsam“ und „schwindlicht“, weil er „am Abgrund“ hin den ängstlichen Wanderer leitet, der zwischen „Leben und Sterben“ dahinzieht. Denn wenn ihn auch ein sicheres Auge vor dem Schwindel bewahrt, so versperren ihm doch noch von der anderen Seite die „Riesen“, überhangende Granitfelsen, den Weg, auf denen die „schlafende Löwin“ lauert, d. h. die herabstürzende Lawine den Wanderer zu verderben droht, wenn er nicht still, ohne sie zu wecken, schnell durch die „Straße der Schrecken“ eilt. Aehnlich schildert Tell in dem Drama den Pfad neben der Reuß, „die wilden Laufes von dem Berge stürzt.“ Auch er warnt vor den kalten Winden, die erstarrend vom „beeisten Joch“ herabwehen, und erwähnt zahlreiche Kreuze am Abgrunde, die zum Andenken der von den Lawinen begrabenen dort errichtet sind. Die Teufelsbrücke, welche am Ende des Schöllenthales in einem kühnen Bogen von etwa 23 Metern Spannweite in einer Höhe von ungefähr 130 Metern über die Reuß führt, die gerade unter ihr einen senkrechten, fast 30 Meter hohen Wasserfall bildet, bezeichnet Tell nur kurz aber anschaulich als die Brücke, „welche stäubet“, während im Bergliede noch die furchtbare Tiefe geschildert wird, in welcher der Strom unablässig braust und seinen Gischt „ewig hinauf speit“, ohne doch die Brücke zertrümmern zu können, da sie in unerreichbarer Höhe über ihm schwebt. Darum wird sie auch nicht angesehen als ein Werk von Menschenhand, womit zugleich die Sage angedeutet ist, welche sie einen Bau des Teufels nennt.

Die Beschreibung der zweiten Hälfte des Weges durch das im Jahre 1707 in den Teufelsberg gesprengte etwa 60 Meter lange, 4 Meter breite und ebenso hohe Urner Loch in das liebliche drei Meilen lange und eine Viertelmeile breite Urserenthal stimmt in beiden Gedichten durchaus überein. Tell erzählt, daß ein schwarzes von keinem Tag erhelltes Felsenthor in ein heiteres Thal der Ruhe und Freude führe, und dieser Gegensatz wird fast mit denselben Worten im Bergliede ausgedrückt, wo der Wanderer, dem sich „schwarz ein schauriges Thor“ geöffnet hat, sich im Reiche der Schatten glaubt, und gleich darauf, wenn sich „ein lachend Gelände“ aufthut, in welchem „Herbst und Frühling sich gatten“, ewig in diesem glückseligen Thale verweilen zu dürfen wünscht.

Ganz anders aber gedenkt Schiller im Drama und im Bergliede des St. Gotthard selbst. In jenem erwähnt er nur die ewigen vom Himmel gespeisten Seen, in diesem schildert er nicht nur die vier Ströme, deren Quell im Eise verborgen liegt, und die nach allen Himmels-
gegenden auseinander fließen, um sich für immer zu verlieren, sondern auch die zwei bedeutendsten Gipfel des Berges Fieudo und Prosa. Er bezeichnet sie als zwei Zinken, welche hoch in die blaue Luft ragen, umschwebt von hell beleuchteten Wolken, den „himmlischen Töchtern“, die sie umtanzen in menschenleerer Einöde. Ja, die höchste Spitze des Mutthorns steigt noch weit über diese empor. Sein schneeblitzender Gipfel inmitten des ewigen Eises ist ihm eine Königin, deren diamantene Krone der Sonnenpfeil zwar vergoldet aber nicht zu erwärmen vermag.

So hat Schiller in beiden Gedichten diese Gegenden treu, lebendig und anschaulich geschildert, was um so erstaunlicher ist, als er sie nie mit Augen gesehen, sondern lediglich aus Beschreibungen kannte. Und auch nur die innigste Verbindung des sorgsamsten Fleißes mit einer wunderbar starken Einbildungskraft vermochte solche Kunstwerke zu schaffen.

Die vorstehenden Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie der Versuch gemacht werden kann, auch auf dem vorgeschlagenen Wege die Schüler zu fördern.

H. v. Guericke.

